

Literatur des Auslandes.

N^o 80.

Berlin, Freitag den 3. Juli

1840.

Frankreich.

George von Guerin.

Ein Hinblick auf einen früh verstorbenen Dichter.

Von G. Sand.

George Maurice Guerin de Cayla wurde auf dem Schlosse Cayla, im Departement des Tarn, gegen 1810 oder 1811 geboren. Seine Familie gehört zu den ältesten des Languedoc. Er begann seine Studien zu Toulouse und vollendete sie im Collège Stanislas zu Paris, welches er 1830 verließ. Hierauf brachte er ziemlich ein Jahr in der Bretagne zu, und zwar bei Herrn von La Rennais, der sich damals mit der Erziehung mehrerer jungen Leute beschäftigte, und kehrte wieder nach Paris zurück, wo er an seiner Ausbildung weiter arbeitete, jedoch ohne rechten Plan und Zusammenhang. Bis zu seiner Verheirathung im Jahre 1838 war sein Leben äußerst einfach und keinesweges literarisch in der äußerlichen Bedeutung des Wortes; nie trat er mit einem Journale in Verbindung, nie gab er etwas heraus. Seine ganze Zeit füllten die Lektüre, poetische Studien und der Umgang mit der Welt, die er sehr liebte, aus. Er starb im vergangenen Jahre auf dem Schlosse Cayla bei seinem Vater und hinterließ nur wenige Bruchstücke.

Diese kurze biographische Notiz ist uns allein über ein schönes Talent überkommen, das sich selbst nicht erkannte und nur wenigen Freunden sich offenbarte, welche seinem Andenken zu huldigen wünschten. Uns hat zu dieser Veröffentlichung das tiefe Mitgefühl bestimmt, welches der Genius einflößt, der in seiner Blüthe dahinwelkt. Guerin's Loos bildet ein Seitenstück zu dem Hégesippe Moreau's, auf dessen düstere Lebensbahn ebenfalls kürzlich die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt worden ist. Wenn indes das düstere Schicksal Beider eine große Aehnlichkeit darbietet, wenn Beide gleiche Ansprüche auf die Kränze des Ruhmes haben, die nie ihre Stirn umkränzen, so unterscheiden sie sich durch die besondere Beschaffenheit ihres Talents, durch ihre innere Eigenthümlichkeit, durch die Veranlassungen ihres Lebensüberdrußes — denn Beide litten am Spleen —; besonders aber knüpfen sich ganz verschiedene Betrachtungen an die Wendung ihres Schicksals. Die untrigen sollen kurz und ehrsüchtigvoll seyn, denn George Guerin trug seinen Schmerz still und edel bis zum Grabe.

Gewiß sind nur zu häufig das unruhige Hasten nach den materiellen Gütern des Lebens und das Bedürfnis, eine kleinliche Eitelkeit zu befriedigen, die Ursachen, welche die Seele des Dichters undüffern und zum Lebensüberdruße und zum Selbstmorde führen. Aber wenn wir einem stummen Schmerze gegenüberstehen, der ohne Stolz und ohne Erbitterung getragen wird, wenn wir ein Leben sich verzeihen sehen, weil es ihm an edler Nahrung fehlt und welches ohne feige Lasterung erlischt, so liegen darin tiefe Lehren, die bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft ein Jeder auf sich selbst anwenden kann. In einem solchen Falle kann der gesunde Menschenverstand das Richteramt übernehmen und entscheiden, ob der Dichter, der von dannen geht, oder die Gesellschaft, die er zurückläßt, undankbar, vergesslich und gefühllos war.

George Guerin war weder ehrgeizig, noch genussüchtig, noch eitel. Seine vertraulichen Briefe, die geheimsten Offenbarungen seines Innern, zeigen überall, wo er auf den vergänglichen Ruhm der Tageschreiberei zu sprechen kommt, eine Resignation, welche bis zur Gleichgültigkeit geht. „In die große Welt, — wir lassen einen Freund reden, dem er sich eröffnete, — brachte er eine vollkommene Eleganz, ein edles Benehmen und eine gewählte Sprache mit; er war nicht geeignet, in Gesellschaften zu glänzen und Aufsehen zu erregen, aber in seiner ganzen Erscheinung lag etwas Zartes, Feines, Anziehendes, das ihm eigen war und das einen unwiderstehlichen Eindruck machte. Die Unterhaltung liebte er außerordentlich, und wenn er mit Leuten zusammentraf, die zu reden verstanden, so lebte er auf und genoss ihres Gesprächs, wie er sich der Musik, des Duftes einer Blume oder des Lichtes erfreute.“ — Er war krank, und seine Faulheit des Schaffens, seine Faulheit des Lebens, wenn wir so sagen dürfen, hielten vielleicht eine innere Kraftanstrengung zurück, die ihn hätte retten können. Sein frühzeitiges Ende darf also nicht geradezu der Gesellschaft beigegeben werden, aber sie trägt die Schuld der gräßlichen Erschlaffung, der schmerzlichen Abspannung, welche seine Kräfte aufrieb, ohne daß eine Offenbarung des Ideals, welchem er nachjagte, ihm tröstend zur Seite getreten wäre, ohne daß eine

kräftige und belebende Lehre in die Tiefe seiner Seele gedrungen wäre. Bevor wir aber die furchtbare Gefühllosigkeit der Gesellschaft oder vielmehr die Verabsäumung ihrer Mutterpflichten gegen ihre edelsten Kinder aufdecken, wollen wir zunächst den Charakter des Unglücklichen schildern, damit man einsehe, was ihm fehlte, um in seiner Seele die Liebe zum Leben zu entzünden.

Er war einer von den Geistern, welche die gemeine Wirklichkeit nicht ertragen können, welche dem Schönen und Wahren zustreben und ihrer eigenen Schwäche fluchen, wenn sie es nicht erreichen; er krankte mit einem Worte an den grausamen Leiden, die ihren poetischen Ausdruck in Keus, Obermann und Werther gefunden haben. Die 13 Briefe George Guerin's, welche uns vorliegen, sind eine eben so schöne, eben so rührende Monodie wie die schönsten psychologischen Gedichte, welche zur öffentlichen Kenntniß gekommen sind. Für uns haben sie einen noch viel rührenderen Charakter, denn sie sind das Geheimniß einer unbefangenen Traurigkeit, die ihren Schmerz nicht mit künstlichem Faltenwurfe umhüllt. Es spricht sich darin eine natürliche Poesie, eine unbewusste Größe aus, ein Schwung der Ideen und des Styls, welche gedruckte Werke nur selten aufzuweisen haben. Wir führen einige Bruchstücke an:

„Ich hätte Ihnen Vieles aus dem Abgrunde der Langeweile, in welchem ich schmachte, zuzurufen, de profundis clamo ad te; aber ich darf mir diese Thorheiten nicht gestatten. Sie lindern das Uebel nicht, und man nimmt die lächerliche Gewohnheit an, sich zu beklagen. Wir leiden alle an so vielen uns unbekanntem Lächerlichkeiten, daß wir wenigstens die offenbaren nach Möglichkeit verhüllen müssen. Einst sagten Sie mir, daß ich beim Scheiden aus dem Collège wahrscheinlich alle Ueberspanntheiten und einfältige Phantastereien der damaligen Jugend getheilt hätte, daß ich aber jetzt wohl wahr seyn und nicht den Lebensüberdrußigen spielen würde. O, zweifeln Sie nicht daran; ich fühle, daß ich nicht vernünftig bin, aber ich besitze einigen Geschmack, welcher der Verstand des Geistes ist, und, meiner Ansicht nach, giebt es nichts Lächerlicheres als diese Phantastereien. Ich habe das Unglück, mich jetzt zu langweilen, wie einst auf den Bänken des Collège Stanislas; dies ist die Aehnlichkeit. Damals sagte ich mehr, als ich fühlte, jetzt sage ich weniger; dies ist der Unterschied.“ — — —

„Der Tag ist traurig, und ich bin wie der Tag. Mein Freund, was sind wir doch, oder vielmehr, was bin ich, daß mich alle Dinge so schmerzlich berühren, und daß meine Laune vom Wechsel des Lichtes abhängt. Anfangs dachte ich, diese sonderbare Reizbarkeit sey ein Fehler meiner Jugend, der mit ihr verschwinden würde. Aber der Lauf der Jahre, auf den ich hoffte, zeigt mir, daß mein Uebel unheilbar ist, und daß es sich immer mehr verschlimmert. Selbst die gleichmäßigsten und friedlichsten Tage, werden für mich von kleinen Zufälligkeiten unterbrochen, die nur mich stören können. Dies geht bis ins Unglaubliche. Was wäre wohl zusammenhangsloser als mein Leben und welcher seine Fäden beweglicher als meine Seele? Kaum habe ich einige Seiten an dem Werke geschrieben, welches mich anfangs so sehr anzog; Gott weiß, wann ich es beenden werde. Gewiß aber soll es zu Ende kommen, denn ich will nicht, daß dieser so abspringende und unbeständige Geist seinen Willen habe. Es werde daraus, was da wolle, so sollen Sie das Werk haben, und zwar ein sehr dickes.“

„Wenn ich den Anwandlungen von Bernunft glauben wollte, die ich zuweilen habe, so würde ich nicht ein einziges Wort schreiben. Je weiter ich vorrücke, desto beängstigender und unfassbarer steigt das Reibelbild (das Ideal) neben mir auf: Das eigenthümliche Wort, der Ausdruck, welcher allein paßt, wie La Bruyere es nennt, stellt sich mir nie, und ich fühle nie die Befriedigung, ihn gefunden zu haben.“ — — —

In einem anderen Briefe ist seine instinktartige und abstrakte Liebe zur Natur ausgesprochen.

11. April 1838. — „Gestern fieberte ich; heute ist Schwäche, Abspannung, Erschöpfung eingetreten. Der Himmel ist heiter, die Sonne herrlich. Ach, warum sitze ich nicht im Schatten der Wälder! Sie werden über diesen Ausruf lächeln, da an den Bäumen noch nicht die ersten Knospen zu sehen sind, welche Bernardin de St. Pierre die Tropfen des Grüns nennt. Vielleicht erwächst mir aus dem Dunkel des Waldes in der Jahreszeit, wo das neue Leben sich in die Spigen der Zweige ergießt, etwas Gutes, und vielleicht erhalte auch ich einen Antheil an der Fülle der Fruchtbarkeit und der Wärme. Ich komme, wie sie sehen, auf meine alten Einbildungen über die natürlichen Dinge zurück; es ist dies die unhemmbare Neigung

meines Innern, eine Art Leidenschaft, welche nur Begeisterungshauer, Thränen, Ausbrüche der Freude entlockt und für mich eine unverstehbare Quelle von Träumereien ist. Es giebt ein Wort, welches der Gott oder besser der Tyrann meiner Phantasie ist, welches sie verwirrt, anzieht und unaufhörlich beschäftigt: dieses Wort ist das Leben. Meine Liebe für die natürlichen Dinge geht nicht aufs Einzelne und auf die analytischen Untersuchungen der Wissenschaft, sondern aufs Ganze, nach orientalischer Weise.“

(Schluß folgt.)

Die Sitte in ihrer Bedeutung für die Gesellschaft.

(Aphoristische Bemerkungen eines Weltmannes.)

Wohlwollen ist die wahrhafte Grundlage der Höflichkeit. Wiche sie nie davon ab, so müßte man die Weisheit ihrer Gesetze anerkennen und sich ohne Widerspruch unter dieselben beugen. Wie soll man aber manche Gebräuche mit der Vernunft in Einklang bringen? Was kümmert es den Menschen, dem ich begegne, ob ich meinen Hut auf dem Kopf behalte oder nicht? Ihr sagt, das sey ein gesellschaftliche Rücksicht. Das ist doch eine sonderbare Rücksicht, die mich zwingt, mich zu erkälten, ohne daß für den, dem ich sie erweise, etwas Angenehmes oder Nützlichendes daraus entspringt. Ich trete in einen Salon, ich lache, ich schwäze, ich rede alle Anwesenden, deren Namen ich kenne und die meinen Namen kennen, vertraulich an. Warum sehe ich diesen Menschen so kalt an? Warum scheint ihn meine Rede zu vermeiden, und warum habe ich weder Frage noch Antworten für ihn? Ihr wißt es nicht? Er ist mir gar nicht vorgestellt, sein Name ist mir ja nicht auf offizielle Weise genannt worden. Wenn aber ein Dritter unsere beiden Namen nennt, dann sind wir wahrhafte Freunde, dann schwagen und lachen wir zusammen. Kennen wir uns darum besser? Das nicht, aber wir sind einander vorgestellt worden.

Die Gesetze der Mode und der Höflichkeit entspringen aus demselben Gefühl. Man hat seinen Nächsten eben so wenig durch sein Aeußeres wie durch seine Manieren verletzen wollen. Aber wie bald ist dieser Grundsatz ausgeartet? Die Eigenliebe hat sich da zum Tyrannen aufgeworfen, wo nur der Wunsch, sich beliebt zu machen, hätte herrschen sollen.

Das Lächerliche ist der vornehmste Schildknappe der Mode. Wenn es sich auf die Verteidigung der Sitten und Gebräuche beschränken wollte, welche der Gesellschaft nützlich sind, so könnte es einen heilsamen Einfluß üben. Es würde die Einrichtungen schätzen, welche im allgemeinen Interesse liegen. Da es sich aber auf die unbedeutendsten Dinge erstreckt, so lähmt es jeden Aufschwung, jede Eigenthümlichkeit. Der menschlichen Eitelkeit entlehnt das Lächerliche seine mächtigsten Waffen. Diese stahelt es, sie dient ihm als Rüstkammer, das ihm immer neuen Vorrath bietet.

Wie klavisch beugen sich doch die Menschen unter dem Joch dieses Tyrannen der gebildeten Gesellschaft! Siebt es wohl einen, wie unabhängig, wie cynisch er auch sey, der in allen Verhältnissen des Lebens seine Freiheit bewahren könnte? Wer dem Lächerlichen in seinem Aeußeren Trost bietet, fürchtet es in seinen Neben. Der General an der Spitze der Armeen, der Prediger auf der Kanzel, sogar der Philosoph, der die Verachtung desselben predigt, zittern vor den scharfen Pfeilen des Lächerlichen. Der Mensch, der mit einer geistigen Eigenthümlichkeit begabt ist, wird sich lieber innerhalb der Schranken der Gewöhnlichkeit halten, als dieselben überschreiten und seinem Feinde eine Blöße geben. Ein weites Gespinnst von Spottereien umschlingt die ganze Gesellschaft; man wird verspottet und begt ebenfalls den Wunsch zu spotten. Man lauert auf die Gelegenheit zum Angriffe und bleibt doch zur Abwehr gerüstet. Die natürlichen Folgen sind Zwang, Langeweile, Mangel an Wohlwollen.

Das Lächerliche verfolgt den gesellschaftlichen Menschen bis in die kleinsten Einzelheiten seiner häuslichen Gewohnheiten. Er modelt und künstelt so lange an denselben herum, bis er keine Wahl mehr behält. Die allgemeinen Gewohnheiten müssen die Gewohnheiten eines Jeden werden. Wehe Euch, wenn Ihr Euch im Interesse Eurer Reigungen oder der Vernunft zu Neuerern aufwerfen wollt! Wehe Euch, wenn Ihr z. B., Euren Magen oder Eurer Gesundheit zu Gefallen, statt um 4 Uhr um 12 Uhr zu Mittag speisen wolltet! Ihr würdet den Kelch des Spottes bis auf die Reige leeren müssen. Man würde Euch für ungebildete Wilde erklären, und Ihr würdet doch am Ende die bequeme Stunde gegen die unbequeme vertauschen. Das Gesagte ist nicht übertrieben und findet überall seine Anwendung. Das Joch der Gewohnheiten ist um so schwerer abzuschütteln, als es sich mit einem gewissen Schein der Wahrheit umgiebt, wodurch es die Vernunft zum Bundesgenossen erhält. Die Vortrefflichkeit einer Gewohnheit unterliegt nie einem Zweifel, wenn die Gesellschaft sich ihr unterworfen hat. Daraus folgt natürlich, in Uebereinstimmung mit dem unduldsamen Charakter des Menschen, daß die entgegengesetzte Gewohnheit schlecht, gefährlich oder lächerlich ist. Dies ist der Ursprung der gesellschaftlichen Vorurtheile. Sie bilden einen neuen Ring in der Kette, die uns umschlingt. Wenn das Lächerliche den Spott als Waffe schwingt, so verübt das Vorurtheil auf eine andere Weise: es raisonnirt ganz ernsthaft. Es ist fest überzeugt, es stützt sich auf unumstößliche Gründe; es lacht selten und ist desto unduldsamer, je fester es sich auf sein Recht stützen zu können glaubt.

Man hat behauptet, daß die Unwissenheit die Mutter des Vorurtheils sey. Dieses Grundgesetz könnte bezweifelt werden, wenn man bedenkt, wie wir über die Gewohnheiten, Sitten und Anschauungen,

die außer-Europäisch sind, aburtheilen. Wir halten uns für sehr gelehrt und sehr gebildet; wir haben unserem Jahrhundert den prunkenden Namen des Jahrhunderts der Vernunft gegeben, und dennoch gestatten wir uns die Unduldsamkeit der ungebildeten und unaufgeklärten Jahrhunderte. Die Orientalen erscheinen uns als Barbaren mit lächerlichen Gewohnheiten. Die energische Schnelligkeit ihres gerichtlichen Verfahrens halten wir für ungerecht oder grausam. Ihre Neigung zum ruhigen und beschaulichen Leben, verglichen mit unserer feberhaften Ungeduld, scheint uns Trägheit, und ihre passive Unterwerfung unter die Gesetze eine Entwürdigung, der sie nur unsere Verfassungen entreißen könnten. Wie sehr warten wir auf den Augenblick, wo unsere Bildung alle ihre Einrichtungen über den Haufen stürzen wird, um an ihrer Stelle das Gebäude unserer Sitten und Einrichtungen aufzurichten.

Die Vorurtheile der ungebildeten Jahrhunderte sind mehr Sache der Gewohnheit als der Ueberlegung. Aber in den Zeiten der Aufklärung treten sie mit dem Ansprüche der Vernunft auf. Die Europäischen Gesellschaften haben allgemeine Vorurtheile, nach denen sie die nicht-Europäischen beurtheilen, und jede von jenen hat wieder ihre besonderen Vorurtheile. Dieser Kampf der Vorurtheile erstreckt sich bis auf die kleinsten Theile der großen Einheiten. So lange ich auf dem Plage bleibe, auf den mich meine Geburt und meine Erziehung gestellt haben, fühle ich den Druck der Fesseln nicht, weil ich daran gewöhnt bin. Führen mich aber die Umstände aus der Stadt aufs Land oder aus einem Lande ins andere, dann komme ich zum Bewußtseyn meiner Sklaverei, weil das Joch jetzt auf einer ungewohnten Stelle drückt. Ich muß meine natürlichen Vorurtheile fahren lassen, weil sie in Widerspruch mit denen stehen, die sich dort eingenistet haben: diesen muß ich mich jetzt unterwerfen, wenn ich nicht von allen denjenigen verhöhnt werden will, mit denen ich leben soll.

Die menschliche Unvollkommenheit ist der Art, daß überall, wo das Gewissen und die obersten Prinzipien der Moral nicht ins Spiel kommen, der Mensch in seinen Vorstellungen vom Guten und Rechten keinen festen Grund findet. Daber so verschiedenartige Urtheile bei untergeordneten Entschlüssen. Der wahrhaft gebildete Mensch wird diese Rücksicht festhalten und nicht den Bann auf diejenigen schleudern, welche in Nebensachen nicht mit seinen Ansichten vom Guten und Bösen übereinstimmen.

Bibliographie.

Herr Granier de Cassagnat, der vor zwei Jahren eine „Geschichte der arbeitenden und Bürger-Klassen“ (Histoire des classes ouvrières et des classes bourgeoises) herausgegeben, hat jetzt, als Seitenstück dazu, eine „Geschichte des Adelsstandes und der Geadelten“ (Histoire des classes nobles et des classes aublies) erscheinen lassen.

Unter dem Titel „Die thörichten Jungfrauen“ (Les vierges folles) ist in Paris ein Büchlein erschienen, das dazu bestimmt ist, die jungen Mädchen der niederen Stände vor den Verführungen der Welt zu warnen und eine sittliche Gesinnung zu verbreiten.

N o r w e g e n .

Ueber die künstlerischen Darstellungen der Kreuzigung.

(Schluß.)

Wenn wir nun auf die Kunstprodukte hinschauen, welche die Begebenheit, von der die Rede ist, vorstellen, und die uns aus dem Mittelalter überliefert worden sind, so werden wir finden, daß sie sich in drei Hauptgruppen sondern.

Die eine enthalt fast ohne Ausnahme die ganze Reihe Gemälde, die in den ersten Jahrhunderten gemalt sind, nachdem die Byzantinische Kunst auf west-Europäischen Boden verpflanzt war; es ist stets dieselbe mißgestaltete, saftlose Pflanze, stets dieselben fleischlosen, eckichten, knochenförmigen Leiden und Jammer. Die Künstler sind stets sparsam, Personen anzubringen, meistens findet man nur den gekreuzigten und unter seinen Füßen auf der einen Seite Maria, auf der anderen Johannes oder Magdalena in gleichmäßiger absteigender Entfernung. Christus ist fast ein vollkommenes Gerippe, nur dünne, durchsichtige, bläuliche Fleischmassen geben den Gliedern etwas menschliche Rundung; dieselbe Magerkeit spricht sich auch bei den am Kreuze Stehenden in den Körpertheilen aus, welche entblößt darge stellt sind. Und um sie noch schärfer und in die Augen fallender zu machen, hat der Maler sehr häufig diese Jammergestalten auf Goldgrund gelegt. Dieses Gold ist dann wie ein Feuer, welches dem Künstler die schon mehr als genug trockenen Glieder noch mehr hat eintrocknen lassen. Jeder, der die Wirkung eines goldenen Grundes auf die Gestalten, welche darauf angebracht sind, kennt, wird diese Bemerkung richtig finden. Es ist nicht schwer einzusehen, weshalb diese Magerkeit sich in jener Zeit so tief in die Phantasie des Künstlers eingepägt, weshalb sie sie mit so vieler Vorliebe erfaßt; denn in der Volksmeinung knüpfte damals kein harmonisches Band den Himmel an die Erde; Jeder, der der Erde angehören wollte, war im Himmel verdammt, und Jeder, der das Himmelreich erben wollte, mußte auf der Erde leiden. Dieser Satz, welcher zu jener Zeit als allgemeine Wahrheit angenommen wurde, mußte den Künstler bewegen, wenn er heilige Personen vorstellte, runde, saftige, schöne Körperformen zu scheuen, denn dieser Saft und diese Rundheit sprachen nach seiner Meinung von -allzu vielem Wohlfinden und Lust, als daß eine himmelsreine Seele in ihnen hätte wohnen können; er mußte sie vermeiden und sein Modell bei jenen Schwärzern suchen, die man damals in Klöstern und in den Eremitenhütten auf wilden Bergen, in tiefen Wäldern und unbewohnten Haiden fand, welche sich täglich peitschten und von Kräutern, Wasser und Brod lebten, um in dem jenseitigen Leben in der himmlischen Versammlung vor-

*) Vgl. Nr. 78 des „Magazin“.

nehm und hoch zu sitzen. Davon kommt es ohne Zweifel, daß die neu-Europäische Kunst in ihren ersten Jahrhunderten nur ein Beinhaus ausgefüllt und uns überliefert hat. Doch, um gerecht gegen die ersten Künstler zu seyn, muß man anerkennen, daß in ihren Jammergehalten sich meistens ein tiefes, ja ein brennendes Gefühl ausdrückt. Betrachtet nur diese Christuskörper am Kreuze, es ist ja, als wenn jedes Glied schluchzte und weinte, es ist, als wenn der Maler seine Farben mit seinen eigenen Thränen gerieben; die Gestalten selbst stießen uns zurück, aber innerhalb dieser todten Haut lebt eine Wärme, die uns anzieht und festhält. Sie machen völlig denselben Eindruck wie jene alten Volkslieder, die sich nur durch das tiefe Gefühl auszeichnen, das sie hervorgebracht und das mit seinen elektrischen Funken fast aus jedem Worte dringt. Diese tiefen Gefühle sind es, welche sich in den Arbeiten jener Maler ausdrücken, welche Kunsttrichter selbst in unserer Zeit dazu gebracht haben, sie als den höchsten Ausdruck der Malerkunst anzusehen. Aber eine solche Anerkennung beruht doch unseugbar auf einer grundsätzlichen Ansicht, denn die Kunst in ihrer Glorie muß doch etwas mehr seyn, als der unverkennbare Beweis, daß der Künstler bei seiner Arbeit den Gegenstand mit der innigsten Liebe umarmte, es muß hierzu notwendig doch noch Künstlerfähigkeit und Geschick kommen; der Gedanke muß sich doch auch an das Gefühl schließen, sonst kann wohl das Richtige, das für den gewählten Moment am meisten Passende nicht entstehen. Diese Wahrheit drängte sich auch zuletzt den Künstlern des Mittelalters im fünften Jahrhundert auf. Wir sehen, wie da alle Leibesformen mehr anschwellen und voller und schöner werden. Die Kunst beschäftigt sich nun auch damit, das den Augen gefällige in den Gruppierungen und das Effektvolle in der Beleuchtung zu suchen, Natur und Wahrheit in alle vorhandene Gegenstände zu legen. Aber als die Kunst auf diesem Wege den höchsten Punkt erreicht hatte, auf welchen sie sich im Mittelalter hinaufarbeiten vermochte, — und dieser Punkt ist wohl nicht später eingetroffen — so bemerken wir, daß sie bei den Darstellungen der Kreuzigung sich in zwei Richtungen theilt, die vielleicht nicht unpassend die protestantische und die katholische genannt werden können.

Mit der Benennung protestantisch meine ich nicht eine Kategorie, die alle Künstler umfaßt, welche in protestantischen Ländern wohnen und folglich, wie ich und Du, mein Nordischer Leser! von protestantischem Glaubensbekenntnis waren. Mit dem Beiwort protestantisch habe ich vielmehr die Absicht, den geistigen Zustand zu bezeichnen, der sich in einzelnen Kunstwerken ausdrückt und mit demjenigen übereinstimmend ist, welcher die Heroen des Protestantismus trieb, das Römische Joch abzuschütteln. Der christliche Protestantismus ging aus der Abkühlung des religiösen Gefühls hervor; diese Abkühlung war es, welche dem Gedanken erlaubte, sich etwas freier und kühner zu bewegen, welche ihm gestattete, in manche Irrthümer einzudringen, die die Zeiten mit sich gebracht, und sich gegen sie anzulehnen. Eine ähnliche Abkühlung des Gefühls offenbart sich auch in einigen Kunstwerken, welche die Kreuzigung vorstellen; in ihnen bewegt sich der Gedanke mit einer bisher ungekannten Freiheit und Selbständigkeit, die objektive Auffassung hat die subjektive verdrängt; das Gefühl, welches bisher so intensiv war, daß es die Hand unwiderstehlich trieb, das warme Bild wiederzugeben, für welches das Herz mit seinen starken Schlägen pochte, hat sich verloren; der Maler wählt noch denselben Gegenstand, aber nicht mehr, um sein eigenes Innere zu malen, sondern um einen Kunsteffekt hervorzubringen. Früher, als die Religion das Blut durchglühte, sprach der Künstler durch die einfachsten Zeichen, er stellte nur Christus am Kreuze dar und glaubte, dieses einfache Bild wäre redender, als die kunstreichste Composition; aber jetzt glaubt er nicht mehr mit so leichten Mitteln durchgreifen zu können; er braucht mehr Personen und hauptsächlich Abwechslung in den Stellungen, darum wählt er auch jetzt meistens einen anderen Moment, er stellt die Kreuzes-Abnahme dar. — Doch in dieser Richtung, welche ich hier die protestantische genannt, sieht man noch nicht das geringste Zeichen von Skeptizismus; es ist nicht mehr der warme Katholizismus, aber dennoch vollkommenes Christenthum; man findet keine Spur von Zweifel, auf keinem Bilde sieht man Pharisäer und anderen Pöbel, auf deren Mienen geschrieben steht: „O Christus, Du bist doch nicht Gottessohn, für den Du Dich ausgegeben.“

Aber zu der Zeit, wo diese neue Richtung in mancher Abbildung der Kreuzigung erkennbar wird, gab es noch Künstler, und unter ihnen mehrere vom ersten Range, die ferner von einer fast ungeschwächten religiösen Wärme begriffen blieben. Sie wählen noch denselben Moment wie ihre Vorgänger; Christus am Kreuze, zu seinen Füßen sieht man noch ferner Maria und Magdalena; noch dasselbe glühende Gefühl spricht sich in den Figuren aus; aber dieses Gefühl ist nicht mehr das allein Anziehende; auch die Kunst in ihrer ganzen Kraft macht sich geltend. Man empfindet wirklich, daß der Maler mit dem Gegenstande auch seine Kunst liebt, daß es nicht mehr die Religion allein ist, welche ihm am Herzen liegt, sondern auch sein Pinsel, daß er ein offenes Auge und einen warmen Blick für die Natur hat, wenn sie sich in Schönheit ihm offenbart. Die alte Magerkeit an dem gekreuzigten Christus, die, wie furchtbar sie auch ist, doch nicht den anlebendsten tiefen Eindruck hervordringen kann, weil jeder Beschauer einsehen muß, das eine solche Gestalt, hätte sie auch nicht den gewaltigen Tod am Kreuze erlitten, doch sehr bald den natürlichen auf dem Wege durchs Land, in den Straßen der Stadt oder irgendwo gefunden, — diese Magerkeit ist jetzt verschwunden. Christus ist eine schöne Leiche, in welcher moralischer Adel sich mit leiblichem Adel mischt, und dieselbe Schönheit in den Formen offenbart sich auch den übrigen Figuren. Die Gruppierung ist jetzt dem Auge wohlthuend und die Stellungen verschiedenartig und voll Zauber geworden; der Künstler erhebt sich auch über die frühere zu wortfarge Armuth; seine

Phantasie hat einen weiteren Spielraum, es ist nicht länger die menschliche Figur allein, in welcher das Ergreifende der vorgestellten Begebenheit sich ausdrückt; nein, Schmerz und Schrecken ruhen auf der ganzen Umgebung, über Himmel, Luft und Erde, und in dieser Hinsicht zeichnet sich unter allen Malern, welche in der bezeichneten Richtung gewirkt, wohl am meisten Guido Reni aus. Schwerlich hat irgend einer so auf das poetisch Erschütternde aufmerksam gemacht, welches die Kreuzigung in sich schließt; er stellt seinen Christus nach der sechsten Stunde dar, die Erde ist in Dunkel eingehüllt, wie viel Phantasie liegt nicht herein! Während die Menschen gefühllos und kalt wie Steine bleiben, werden die Felsen und die kalte Erde menschlich warm; die Erde erschüttert in ihren Eingeweiden, sie bebt wie von Zuckungen ergriffen; und die Sonne, nein! ihr klares Auge erträgt nicht diesen Schreckensanblick, sie verbirgt sich in tiefe Nacht; die dunkelsten Wolken waren noch nicht dicht genug. Das Gemälde von ihm, welches ich hierbei vor Augen habe, ist ein sehr großes in der öffentlichen Galerie in Bologna. Es hängt in demselben Saal, wo Raphael's nicht genug berühmte Cäcilie sich befindet, dieses allerdings meisterhafte Bild, das aber dennoch kaum einen höheren Rang einzunehmen verdient, als jenes von Guido. Diese Meinung wird, ich sehe es ein, vielleicht manchen Kunsttrichter zum Abselzuden bewegen, aber da sie ganz anspruchslos sich nur als auf einem individuellen Eindruck beruhend hinstellt, glaube ich, daß ich sie ohne Furcht äußern dürfte.

H o l l a n d

Leyden.

Von einem Französischen Touristen.

Die Vernunft hat leider nur einen sehr geringen Einfluß auf die Ereignisse dieser sublunaren Welt. Daher kommt es, daß nichts phantastischer ist als die Wirklichkeit, nichts unmöglicher als das Mögliche, nichts unvernünftiger als die Vernunft und endlich nichts gewöhnlicher als das Ungewöhnliche und nichts ungewöhnlicher als das Gewöhnliche. So, um nur eines anzuführen, sollte man doch glauben, daß ein Land desto bekannter nach allen Beziehungen seyn müßte, je kleiner es wäre. Und es findet gerade das Gegentheil statt. Von je geringerer Ausdehnung ein Land ist, desto weniger Mühe giebt man sich, es kennen zu lernen. Holland z. B. kennen die Franzosen fast gar nicht, obgleich es fast ganz in ihrer Nähe liegt, weil sie es verschmähen, sich mit einem Volke bekannt zu machen, das aus nicht mehr als drei Millionen Menschen besteht. Rußland kennt man weit besser, aber Rußland ist auch ein Koloss, und die müßige Neugierde beobachtet lieber einen Elefanten als eine Mücke. Die armen Leute wissen nicht, daß die Natur gerade im Kleinen die größte Kunst entfaltet.

Es giebt noch eine andere Seltsamkeit. Es scheint ganz natürlich, daß die wenigen Reisenden, welche den Zweck haben, sich zu unterrichten, den Städten eine genauere Aufmerksamkeit widmen, welche vor ihnen wenig beobachtet worden sind. Und doch thun alle Reisende unserer Zeit das Gegentheil. Man reist zu einer gewissen Zeit des Jahres, weil die Bekannten alle reisen. Ist man einmal unterwegs, so geht man dahin, wo die Anderen vorher gewesen sind. Wie die Hammel, setzen alle über den Graben, über den vorher die anderen Hammel auch gesprungen sind. Nur die großen Heerstraßen werden befahren, und vor den unbekanntem Fußwegen hat man eine heilige Schon. Kommen diese Alltagsmenschen nach Holland, so wollen sie Amsterdam, den Haag und Rotterdam sehen. Wenn sie diese drei Städte gesehen haben, so gehen sie wieder dahin, wo sie hergekommen sind. Weiter suchen sie nichts in einem Lande, das man in 24 Stunden bequem durchreisen kann.

Diese Schnellpost-Reisenden und Beobachter im Fluge wissen nicht, daß auf dem Gebiete, welches Alt-Niederland heißt, eine große Stadt dicht an die andere gränzt. Hier liegen nicht, wie in Frankreich, 20 bis 30 Dörfer zwischen einer Stadt und der anderen. Hier findet man keine Dörfer, sondern die Städte drängen sich an einander; denn die kleinen Länder, welche ein bibliographischer Reisender die Länder in Sebez nennen könnte, haben das Eigenthümliche, daß die Menschen hier gleichsam auf einander geschichtet sind. Eine kleine Strecke von Utrecht erheben sich Gorkum und Breda, etwas weiterhin Amsterdam, in der Nähe von Amsterdam Arnheim und Nymwegen; vor den Thoren der Hauptstadt liegt wieder Haarlem, vor den Thoren Haarlems Leyden, vor den Thoren Leydens der Haag, vor den Thoren des Haag Rotterdam, Gouda und Delft.

Da ich nicht die breitgetretene Heerstraße verfolgen wollte, so sah ich mir vorzüglich die Städte an, welche andere Reisende ihrer Aufmerksamkeit nicht werth geachtet hatten. Zu diesen gehörte auch Leyden.

Leyden hält man bekanntlich für das alte Lugdunum Batavorum. Es liegt an dem kleinen Flusse Lee oder Leede. Es ist die Hauptstadt des Nynlands. In der That ist Leyden gerade in der Mitte des alten Bettes des Rheins gelegen, welcher durch die Stadt hindurchströmt und sie in eine Menge von Inseln theilt, die durch 133 steinerne Brücken verbunden sind. Nachdem der Rhein, wie ein überwundener Sklave, sich den ungeheuren Bauwerken entwunden hat, welche an seinen Wogen aufgethürmt sind, nachdem er sich in unzählige Verzweigungen gespalten, gelingt es ihm nur mit vieler Mühe, seine zerstreuten Blüthen wieder zu sammeln, und wenn er die Stadt verläßt, hat er ein ganz demüthiges Ansehen. Schwindsüchtig und entkräftet schleppt er sich eine Meile weiter bis Katwyg, wo er mit Hülfe der Schleusen ins Meer gelangt.

Außer einer der schönsten naturwissenschaftlichen Sammlungen, außer einem Japanischen Museum, welches alle in Japan gebräuch-

liche Gegenstände, von den gewöhnlichsten bis zu den kostbarsten, enthält, außer einem Aegyptischen Museum und der St. Peters-Kirche, der schönsten in Holland, außerdem, daß Leyden vielen unsterblichen Künstlern das Leben gegeben hat, unter denen Rembrandt, van Rbyn, Gerard Dow, Mezu, Lucas von Leyden, Mieris, van de Velde und Otto Venius als Sterne erster Größe strahlen, kann die Stadt auch auf ihre Universität stolz seyn, welche im vorigen Jahrhundert in solchem Ansehen stand, daß Europa sie mit dem Beinamen des abendländischen Athens beehrte.

Die Universität wurde im Jahre 1554 gegründet. Don Luis Juniga de Requesens folgte im Regimente auf den Herzog von Alba. In Spanien war man damals gewahr geworden, daß das Schaffot gegen die Empörung unzureichend ist, wenn die Empörung im Haß gegen die Tyrannie ihren Grund hat. Man wollte es mit der Milde versuchen. Den Provinzen, welche das Joch abgeworfen, wurde ein Amnestie angeboten. Aber nicht eine Amnestie, sondern die Freiheit wollten die Niederlande. Als der Spanische General Baldez, welcher die Belagerung Leydens leitete, den Bewohnern eine ehrenvolle Capitulation antrug, wurde die Antwort: „Leyden ergiebt sich nicht, so lange noch eines seiner Kinder lebt. Wenn der Hunger uns bedrängt, werden wir ihn ertragen; wenn die Lebensmittel ausgehen, werden wir unseren linken Arm essen und mit dem rechten unsere Freiheit verteidigen.“ — Nach einer viermonatlichen Blokade gerieth die Stadt in die größte Bedrängniß. Die Bewohner warfen sich auf dem öffentlichen Plage dem Bürgermeister van der Werf zu Füßen; die Einen schrieten nach Brod, die Andern riefen, daß der Himmel sich gegen Leyden erklärt habe, und daß man die Stadt den Spaniern übergeben müsse. Van der Werf war aber Bitten und Drohungen gleich unzugänglich. Er zog seinen Degen und sagte, indem er seine Brust entblühte: „Kinder, Ihr wollt Brod von mir haben; ich kann Euch nichts geben. Von einem Leichnam könnt Ihr aber einen Tag länger leben. Wohlan, der Hungerigste nehme diesen Degen und durchbohre mich. Meinen Körper mögt Ihr unter Euch theilen. Aber meine Seele gehört Gott und der Freiheit, und ich schwöre bei Gott, bei der Freiheit und meiner Seele, daß, so lange ich lebe, die Spanier Leyden nicht haben sollen. Tödet mich also!“ — Da riefen Alle, sie wollten mit ihm sterben. Die muthigen Bewohner starben insofern nicht alle. Der Prinz von Dranien schlug den General-Staaten vor, einen Strich von 20 Meilen zwischen Delft, Gouda, Leyden und Rotterdam unter Wasser zu setzen, um der belagerten Stadt auf kleinen Kähnen Hülfe zuführen zu können. Dieser Vorschlag wurde angenommen. In Rotterdam baute man 200 flache Kähne, welche mit 1000 Matrosen bemannt waren, die auf ihren Hüten die bezeichnende Devise trugen: „Lieber Türken als Papisten.“

Am 11. September segelte die Flotte unter dem Befehl des Admirals Boillot von Rotterdam ab. Der Wind wehte von Nordwesten her und trieb das Wasser ins Land. Während einiger Tage hielt der ungünstige Wind die Flotte und die Ueberschwemmung auf. Schon verzweifelte man am Erfolge des kühnen Wagemuths, schon beklagte man, daß dieser große Strich Landes ohne Nutzen den Fluthen überantwortet worden, als am 2. Oktober der Wind nach Südwesten umschlug und das Wasser und die Flotte auf Leyden zutrieb. Den Spaniern blieb kaum Zeit zur Flucht, und am 3. Oktober zog Boillot in Leyden ein, wo 6000 Leichen ein schreckliches Zeugniß von den Verwüstungen des Krieges, der Pest und des Hungers ablegten. Um die Stadt für einen so heldenmüthigen Widerstand zu belohnen, bestimmten die General-Staaten, daß sie für ewige Zeiten von allen Abgaben befreit seyn solle. Diese Begünstigung lehnte die Stadt ab, weil unter Landsteuten Alles gemeinsam seyn müsse. Aber sie bat, daß man ihr eine Universität gebe.

Dies ist der ruhmvolle Ursprung der Universität, an welcher Justus Lipsius, Cartesius, Hugo Grotius, Scaliger, Arminius, Comar blühten, wo aber vor Allen der berühmte Boerhave glänzte, Boerhave, an welchen ein Brief aus China anlangte mit der Aufschrift: „An Boerhave in Europa.“

Nicht in Leyden, sondern in Boorhout, einem kleinen Flecken in der Nähe, wurde Boerhave geboren. In seinem zehnten Jahre las er Hippokrates in Griechischer, Celsus in Lateinischer, Decartes in Französischer Sprache. Als Professor hatte er einen solchen Zulauf, daß nicht nur das Gebäude, in welchem er seine Vorlesungen hielt, sondern der Umkreis der Stadt erweitert werden mußte, um alle die zu fassen, die ihn hören oder zu Rathe ziehen wollten.

Boerhave war nicht nur ein scharfer Denker, sondern er hatte auch eine große Charakterfestigkeit. Als er einst das Hospital besuchte, sah er mehrere junge Mädchen, welche beim Anblicke einer an der Fallsucht leidenden Kranken von den schrecklichsten Konvulsionen befallen wurden. Boerhave suchte sie durch sanfte Worte zu beruhigen. Vergebliche Mühe. Insofern verlor er den Muth nicht. Er befahl, einen Kest mit glühenden Kohlen in den Saal zu bringen. Hierauf setzte er ein Brenneisen, machte es glühend, und es über seinem Kopfe schwingend, rief er mit einer Donnerstimme: „Wer jetzt noch von Judungen befallen wird, den brenne ich mit diesem Eisen ins Gesicht.“ Diese Worte brachten eine wunderbare Wirkung hervor. Die Judungen hörten augenblicklich auf.

Leyden, welches Boerhave zur zweiten Stadt des Reiches erhob, erfreut sich nicht mehr derselben Blüthe, wie zur Zeit des berühmten Arztes, den alle Könige Europa's vergeblich für sich zu gewinnen

suchten. Insofern zeichnet die Stadt sich durch ihre gelehrten Gesellschaften und ihre wissenschaftlichen Sammlungen vor den anderen Holländischen Städten aus, welche alle einen kaufmännischen Charakter tragen. Die Professoren habe ich nicht aufgesucht. Sie gleichen sich ja überall. Ich habe mich nur nach den Studenten umgesehen.

Der Leydener Student ist nicht wesentlich von Pariser unterschieden. Wie diesen, sieht man ihn auf der Straße mit der Pfeife im Munde. Wie dieser, trägt er lange Haare, einen so langen Bart, als er nur aufstreifen kann, einen Schnurrbart, sobald sich die Natur dazu verstehen will, und oft auch Sporen. Die Holländischen Studenten haben eine wahre Wuth, Französisch zu sprechen und sich für Franzosen auszugeben. Ich kannte einen, der auf eine sonderbare Belustigung verfallen war. Abends ging er von Leyden nach Amsterdam, um sich mit den Nachtwächtern zu unterhalten und sie in Französischer Sprache nach der Uhr oder nach dem Namen einer Straße zu fragen. Wenn ein Nachtwächter sich eine halbe Stunde lang abgequält hätte, um ihm begreiflich zu machen, daß er nicht ein Wort Französisch verstehe, so grüßte er ihn würdevoll und suchte einen anderen auf, um mit diesem denselben Spaß zu treiben.

Um übrigens gerecht zu seyn, dürfen wir nicht vergessen, daß, wenn die Holländer das Französische auch nicht rein und elegant sprechen, sie doch vor den Franzosen einen großen Vortheil voraus haben: wer nur einigermaßen gebildet ist, spricht drei oder vier Sprachen. Diejenige, welche ihnen die meiste Mühe macht und auf die sie am hitzigsten sind, ist die Französische. Eine ihrer hauptsächlichsten Beschwerden gegen Frankreich besteht darin, daß das Holländische dafelbst nicht gelehrt werde. Dies äußerte auch der Bürgermeister von Leyden gegen mich, derselbe, der mir die Geschichte van der Werfs erzählt hatte und welcher seine Erzählung mit dem Ausrufe schloß: „Wie schön klingt das im Holländischen? Verstehen Sie Holländisch, mein Herr!“ — „Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich nicht ein Wort von dieser Sprache verstehe.“ — „Und weshalb das, wenn ich fragen darf?“ — „Ganz einfach aus dem Grunde, weil man sie mich nie gelehrt hat, und weil ich nie einen Antrieb gefühlt habe, sie zu lernen.“ — „Das ist doch sonderbar. Wir Holländer lernen alle Französisch, und kein Franzose lernt Holländisch. Halten Sie etwa das Holländische für keine Sprache?“ — „Das will ich nicht behaupten.“ — „Dennoch scheinen Sie es zu thun, denn Sie lächeln.“ — „Ich lächle, weil Sie selbst die Ursache angegeben haben, weshalb die Franzosen nicht Holländisch lernen.“ — „Ich möchte auch wohl diese Ursache kennen, die ich, ohne es zu wissen, angegeben haben soll.“ — „Sie ist sehr klar. Da alle Holländer Französisch lernen, brauchen die Franzosen nicht Holländisch zu lernen.“ — „Wie so?“ — „Weil das doppelte Mühe machen würde.“ — „Das ist ein schöner Grund. Zum Dank dafür will ich Ihnen auch etwas sagen, was Sie vielleicht nicht wissen. Sie sind ein 3 — Franzose.“ — „Herr Bürgermeister, Sie wollten etwas Anderes sagen.“ — „Aufrechtig gesprochen, wollte ich ein — Farceur sagen, aber das kommt ja auf eins heraus — Français oder Farceur.“ — Nun fing er an zu lachen und fragte mich, wie mir sein Wiß gefiele. Ich sagte ihm, daß ich ihn ohne Schmeichelei vortrefflich fände — für einen Holländer. Er war damit zufrieden.

Mannigfaltiges.

— Französische Legenden und Volksagen. Unter dem Titel „Legendes et traditions populaires de la France“ hat der Graf A. von Beaufort einen Band herausgegeben, der einen Einblick gleichzeitig in den Volks-Charakter der Franzosen wie in den Entwicklungsgang ihrer Bildung gewährt. In einer reichhaltigen Einleitung giebt Herr von Beaufort einen Ueberblick der Geschichte der Volksagen im Mittelalter. Er weist darauf hin, wie die christliche Legende sich zum Theil nach den Mythen des Heidenthums gebildet und wie aus der ersteren wieder die Ritterlage, aus dieser die romantische Epopöe und aus der letzten endlich der moderne Roman entstanden sey. „Die Legende“, sagt er, „war nicht etwa ein durch sich selbst entstandenes und auf keiner älteren Basis beruhendes Moment. In allen Zeiten hat die Einbildungskraft aus den zerstreuten Elementen früherer Sagen und Darstellungen neue sich gebildet. Bei den Alten hatten die Sagen die unermessliche Theogonie des Heidenthums hervorgerufen. Die Götter waren nicht etwa an einem schönen Tage mit allen ihren Attributen und ihrer Geschichte auf dem Olymp eingesezt worden; vielmehr hatte die Volksage sie nach und nach geschaffen, je nachdem eben die öffentliche Meinung auf diese oder jene Idee ein besonderes Gewicht legte. Auf diese Weise versetzte sie alle gute oder böse Leidenschaften unter die Götter und gab ihnen als Typus denjenigen Menschen, der diese Leidenschaften am meisten repräsentirt hatte. Zu dem einfachen Begriffe der Wahrheit zurückgeführt, konnten die Völker jene Vorliebe für das Wunderbare, die dem Menschen wie eine Erinnerung seiner vergangenen Größe und eine Ahnung seiner künftigen Bestimmung, angeboren scheint, nicht gleich auf einmal ganz aufgeben. Nur eine andere Richtung nahm diese Tendenz, die jetzt, statt der Götter, Feltige sich schuf.“ — In der Sammlung selbst hat Herr v. Beaufort sowohl nach gedruckten als nach ungedruckten Quellen seine Erzählungen historisch zusammengestellt, dabei aber auch die ursprüngliche Raudeität der Sage so viel als möglich zu bewahren gesucht. Es findet sich darunter allerdings viel Bekanntes und auch anderen Völkern Angehöriges; manche Erzählungen werden hier aber zum erstenmale mitgetheilt und sind ein interessanter neuer Beitrag zur Europäischen Sagen-Geschichte.

*) Das ist freilich eine Anekdote, die unserem Blumenbach passiert ist, doch sie kann eben so gut von Boerhave erzählt werden. D. R.